

Zeitschrift: Zeitschrift des Schweizerischen Gartenbauvereins : illustrirter Monatsbericht für practische Gärtnerei

Herausgeber: Schweizerischer Gartenbauverein

Band: 1 (1881)

Heft: [3]

Artikel: Erinnerungen eines Plantagen-Aufsehers in Westindien. Teil II, Ein Arbeitstag in den Feldern [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-349505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sen, z. B. auf die Villa d'Este bei Tivoli. Wir dürfen daher wohl annehmen, dass diese arabischen Schöpfungen nicht ohne Einfluss auf Italien gewesen sind. Dies ist sogar sehr wahrscheinlich; denn die Handelsbeziehungen der italienischen Häfen zum gesammten Orient waren ja stets die lebendigsten, ja heute noch wird man in Venedig, Genua und Pisa auf Schritt und Tritt an den Orient erinnert, wie viel mehr muss dies im XV. und XVI. Jahrhundert der Fall gewesen sein. Auf Sicilien blühte ja einst selbst ein Sarazenenreich, dem von Andalusien gleich, die Araber-Schlösser Palermo's erstrahlten einst in eben solcher Gartenschönheit wie die von Granada; in Ravello, Amalfi und anderen Punkten der Neapolitanischen Küste sind zahlreiche Spuren der Sarazenen erhalten.

Spanien, Sicilien und Neapel standen ja durch ihre Regentenhäuser in inniger Beziehung; wie in den spanischen Königsvillen und Gärten der maurische Einfluss leicht zu erkennen ist, so können auch weitere Wechselbeziehungen gerade durch die Fürstenhöfe stattgefunden haben. Ist es nicht auffallend, dass die vor-

hin angeführte Villa d'Este, eine Perle unter den italienischen Villen, besonders auch durch die Fülle der Wasserkünste, sowie die Villa Pia in Rom, ebenfalls eine der anziehendsten Schöpfungen von einem Neapolitaner, dem Architekten Pirro Ligorio herrühren.

Der Baumeister Leon Batt. Alberti führt 1450 schon als bezeichnend für den italienischen Prachtgarten Vexirwasser, immergrüne Alleen von Bux, Myrthen und Lorbeer, die Felder des Gartens in regelmässig geometrischen Formen und von dichten Hecken eingefasst, an. Es mögen diesebensowohl, vielleicht unbewusste, Einwirkungen der maurischen Gärten, wie die antiker Schriftsteller sein.

In jedem Falle erscheinen uns die arabischen Gärten wie eine direkte Ueberlieferung und Weiterbildung solcher Anlagen, wie der jüngere Plinius sie von seinen Gärten schildert, und bilden sie die Brücke zu den italienischen Gärten des XVI. Jahrhunderts, die in gleich schöner Weise die Architektur mit der umgebenden Natur in harmonischen Einklang und glückliche Wechselwirkung zu setzen wussten.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Plantagen-Aufsehers in Westindien.

II. Ein Arbeitstag in den Feldern.

(Fortsetzung.)

Nach einer nur zu schnell verflossenen Ruhestunde wird der widerstrebende »Prince« dem schattigen Stalle entführt und die zweite

Rundreise angetreten. Diesmal gehts in den Wald, wo an steiler Berg- halde unsere Holzfäller Bambus schneiden, der als Brennmaterial für

den Destillirofen verwendet wird. Die grossen Siedekessel werden mit dem zerquetschten und an der Sonne getrockneten Zuckerrohr (mégasses) geheizt.

Hier ist das Vegetationsbild ein ganz anderes. Vom Anbau der Menschen keine Spur; mächtige mit Schlingpflanzen behangene Bäume streben überall in die Höhe. Der Boden ist bedeckt mit mannshohem Gras, und wo der schmale Weg die Böschung anschneidet, haben sich zierliche Farnkräuter angesiedelt. Silberweisse Gymnogrammenleuchten aus dem Dunkel auf; an Aesten und Stämmen kriecht der braunschuppige Wurzelstock von *Polypodium aureum* L., dessen blaugrüne Wedel in zierlichem Bogen uns entgegen nicken. An feuchten schattigen Stellen wachsen dichte Gruppen von wilden Bananen (*Heliconia Bihai* Sw.) mit ihren lederartigen Blättern und eigenthümlich geformten Blumen; da und dort ragt aus dem hohen Grase der schlanke hellgrüne Stamm eines Papaya-Baumes (*Carica Papaya* L.) empor, aus dessen Blattkrone ein paar verscheuchte Gelbvögel auf-fliegen, während hoch oben am Berg-abhange ein Bambusendickicht mit seinen 40 Fuss hohen federartig fein belaubten Stämmen dem weiteren Vordringen des Reiters ein plötzliches Ziel setzt. An dieser Stelle arbeiten die Leute mit ihren mächtigen Holzmessern; unter ihren wuchtigen Schlägen stürzen die stolzen Stämme und werden ihres Blattschmuckes beraubt.

Es sind unsere Prima-Arbeiter,

welche hier beschäftigt sind; lauter kräftige Männer, die ohne viel Lärm ihre Arbeit verrichten. Unter rhythmischem Gesang bieten sich die Männer die Stücke von Hand zu Hand bis an den Ort, wo die Maulthiere hingelangen können, um die Last zu Thal zu schaffen. Es scheint als ob sie meine Gegenwart gar nicht bemerkt hätten, so ruhig singen sie ihr improvisirtes Lied weiter, in dessen Text sie aber nach schlau afrikanischer Art eine ganz hübsche kleine Unterhaltung über mich eingeflochten haben. In langgezogenen Tönen fängt einer an:

O ho hoi!

Hier kommt der Bushy —

O ho hoi!

Ein zweiter fällt ein:

O ho hoi!

Er sieht uns zu,

Das ist uns gleich —

O ho hoi!

Der dritte fährt fort:

O ho hoi!

Jetzt kehrt er um,

Er geht fort —

O ho hoi!

u. s. w.

Dabei geht die Arbeit ganz stetig weiter und die Kerle machen die ernsthaftesten Gesichter von der Welt! —

Da es nicht im Entferntesten meine Absicht ist, den Leuten ihren kleinen Spass zu verderben, lenke ich nach kurzem Ueberblick mein vortrefflich kletterndes Maulthier wieder thalabwärts, um den in der Ebene arbeitenden Rohrschneidern einen Besuch zu machen.

Hier herrscht trotz der glühenden

Hitze Leben und Bewegung; über 30 Männer und Weiber stehen in langer Reihe vertheilt, jedes eine Gasse vor sich ins dichte Gewirr des reifen Rohres hauend.

2000 je 3 Fuss lange Stücke hat ein Arbeiter zu schneiden und zu binden, um seine tägliche Aufgabe zu lösen. Mit einem kräftigen Hiebe des grossen Messers wird der Trieb vom Stocke abgehauen; ein zweiter Hieb trennt die beblätterte Spitze und der dritte theilt das Rohrstück in zwei gleiche Hälften. Von Zeit zu Zeit werden die abgeschnittenen Stücke in Bündel gebunden, wobei die Blätter als Bindematerial dienen. Sind 200 Bündel zu je 10 Stück gemacht, was gewöhnlich gegen 1 Uhr Nachmittags der Fall, schneidet sich der Arbeiter 2 ausgesucht schöne Rohrstücke ab und — kauend an einem, das andere als Reserve unterm Arm tragend — marschirt er ab, um den Rest des Tages nach eigenem Gutdünken zu verwenden.

Bei dieser Abtheilung hat der Aufseher hie und da die Rohrbündel zu untersuchen, um sich von der vollen Stückzahl zu überzeugen; Manquo hat Lohnabzug zur Folge, wobei es ohne viel Zank und Geschrei in der Regel nie abgeht.

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft an die Thränengüsse, welche die hübsche Lucy Grace vergoss, als ich mir erlaubte, ihre Bündel nachzuzählen, welche in regelmässiger Folge 8, 9, 8 und wieder 9 Stücke zählten. Das Mädchen sah im Gefühle gekränkter Unschuld so rührend aus, dass ich mir ordentlich Vor-

würfe darüber machte, den kleinen Betrug nicht mit Stillschweigen übergangen zu haben! — Mit der Zeit wird der »bushy« allerdings bedeutend abgehärtet gegenüber solchen Gefühlsäusserungen. — Heute überlasse ich das Nachzählen dem Treiber William George, einem riesenstarken gutmüthigen Manne mit unglaublich plattgedrückter Nase, der — in freundlichem Grinsen das Gehege seiner schneeweissen Zähne enthüllend — mich begrüsst. Nachdem er mir das Aequivalent der nordamerikanischen Friedenspfeife — ein geschältes Stück Zuckerrohr — angeboten, theilt er mir mit, dass heute Morgen im nahen Bach ein junger Alligator gesehen worden sei; für Neger etwas sehr alltägliches, für mich aber ein gewaltiger Grund zur Aufregung. Schon längst habe ich gewünscht, einen dieser lieblichen Bachbewohner lebend zu besitzen; tagtäglich sieht man die Bestien sich am Bachufer sonnen, den Leib im Schlamm und Wasser verborgen und den unförmlichen Kopf mit den tückischen kleinen Augen unbeweglich auf den Boden gedrückt, aber beim leisesten Geräusch verschwindet das ganze Thier im Wasser. Heute ist nun die Möglichkeit geboten einen solchen Burschen zu bekommen und es vergeht auch keine Minute bis lautes allgemeines Geschrei verkündet, dass der Alligator entdeckt sei. So schnell als es die Hitze und die am Boden verstreuten Rohrblätter und Bündel erlauben eile ich der Stelle zu, wo sich die Leute um das Amphibium drängen — zu spät! ich komme ge-

rade noch zeitig genug um den durch unzählige Messerhiebe verstümmelten Körper zu sehen, den ein Neger soben aufschlitzt um die Gallenblase herauszuschneiden, die sofort sorgfältig im Boden vergraben wird. Es ist dies ein trotz Christenglaube festgewurzelter abergläubischer Brauch der Leute, die der Galle böartige Zaubervirkungen zuschreiben.

So geht es mit Schlangen, die man oft in Stücke zerschnitten und zerquetscht am Wege liegen sieht, zur Verzweiflung des naturforschenden Sammlers, dem ein prächtiges Exemplar auf diese Weise entgangen ist. — Unser Treiber vertröstet mich auf ein anderes Mal, während ich missmuthig einen Fuhrmannsjungen anfare, der seine Rohrbündel auch gar zu langsam auf den Maulthierkarren wirft. Unterdessen ist einer nach dem andern fertig geworden und mit den letzten Arbeitern, die das Feld verlassen, reitet auch der Aufseher weg. »Die Sonne versendet glühenden Brand«; auch mein Maulthier, das sich unterdessen tüchtig an den saftigen Rohrblättern abgearbeitet hat, scheint die drückende Hitze zu fühlen und immer langsamer wackeln seine Ohren als es, müde und abgespannt wie sein Herr, den Rückweg antritt. Als zweites Frühstück wartet unser im Rhum-Schuppen zur Abwechslung Pöckelfleisch mit Reis; ebenfalls ein prächtiges Mahl, gewürzt durch die gänzliche Abwesenheit der Tropenfrüchte, mit welchen sich der unschuldige Neuling die Tafel beladen denkt.

Nach 2 Uhr wird der letzte Ritt

gemacht, um das Einfahren des geschnittenen Rohres zu beaufsichtigen; diesmal wage ich es meine Pflanzmappemitzunehmen und meine Sammlung durch einige am Wege wachsende Unkräuter zu vermehren. Ueberall in den Feldern wachsen eine Menge schöner und interessanter Pflanzen: die zierliche *Ipomoea Quamoclit* überspinnt weithin die Rohrblätter mit ihren zartgefiederten Blattranken und leuchtend rothen Blüthentrichtern; daneben stehen in einem sumpfigen Graben blassgelb blühende *Canna* und am Wegrande winken die grossen Blumen einer verwilderten Baumwollstaude — wenig Bekanntes und ungeheuer viel Neues auf Schritt und Tritt. Ein einsames idyllisches Thal verfolgend, das als Weideplatz dient, komme ich zu einer Stelle wo unter einer jäh abstürzenden Felswand das brausende Meer seine schaumgekrönten Wellen ans Ufer wirft. Hier wachsen in dichtem Wirrwarr stachlige Cacteen und rothblühende *Pereskien*; in der Nähe stehen einige Fächerpalmen (*Thrinax*-Arten), von deren einer ich nach langer vergeblicher Anstrengung einen prächtigen frischen Blütenstand erbeute. Dicht daneben ein Prachtexemplar des feinduftigen *Pancratium caribaeum* L. mit seinen durchscheinend weissen Blüten, dessen Standort ich mir merke, um bei gelegener Zeit die Pflanze auszugraben.

Gegen 4 Uhr kehre ich mit gefüllter Mappe in die Werke zurück, um der Siederei zuzusehen und die Tagelöhne der schwarzen Schaar aufzuschreiben, welche mir von den

3 Treibern mit wunderbarer Gedächtnisskraft angegeben werden; gegen 6 Uhr kehren die Fuhrleute vom Felde zurück und spannen ihre Maulthiere aus, die sich durch sofortiges energisches Wälzen und Rollen am Boden für die wiedererlangte Freiheit erkenntlich zeigen. Rasch bricht die kurze Dämmerung herein; die Leute der Siederei haben ihre Tagesaufgabe heute zur Zeit gelöst, die Feuer sind gelöscht, die Viehställe und Werke werden für die Nacht geschlossen.

Als Letzter verlässt der alte Murphy den Schauplatz, um sein unter Palmen geborgenes Heim in der Roxborough-Bucht aufzusuchen und herzlich müde erklettert auch der Aufseher den Hügel um diesmal im Herrenhause das »dinner« mit dem Prinzipal einzunehmen. Das unver-

meidliche Huhn ziert heute die Tafel und ein Glas importirtes englisches Ale entschädigt einigermaßen für den ausgestandenen Durst.

Es ist Nacht geworden als wir unserm Aufseherhäuschen wieder zusteuern; mein College steckt sich eine Pfeife an und verschwindet hinter den Spalten einer schottischen Zeitung. Am offenen Fenster sitzend betrachte ich die vom Vollmond mit silberigem Lichte zauberisch beleuchtete Landschaft; vom Negerdorfe her tönen die dumpfen Schläge des Tambourins herauf. Die Mondnacht soll einem jener heidnischen Tänze gewidmet werden, welche trotz Kirche und Christenthum bis zum hellen Morgen andauern und der beste Beweis dafür sind, dass wir uns ferne von der Heimat und in fremdartiger Umgebung befinden.

Die Bedeutung und Anwendung der perennirenden Stauden in unsern Gärten.

Seit einiger Zeit ist für den aufmerksamen Beobachter cultivirter Pflanzen die Erkenntniss zur Gewissheit geworden, dass die seit Jahrzehnten vernachlässigten und zum Theil vergessenen ausdauernden Staudengewächse wieder nach und nach zur Geltung kommen und sich einer ihrer würdigen Stellung erfreuen dürfen.

Die Ursachen dieser Erscheinung sind schwer zu präcisiren und es möchte scheinen, als ob eine Summe von geringfügigen und unwichtigen Erscheinungen dazu geführt habe, die sich für Zierpflanzen interessi-

renden Kreise unmerklich wieder auf ein Gebiet zu lenken, welches in früheren Zeiten (die alten Gärtner und Pflanzenliebhaber werden sich ihrer erinnern) so viel warmes Interesse gefunden hatte. Es liesse sich vielleicht diese Wahrnehmung kurzweg durch den Ausdruck erklären: »Die Mode habe sich geändert« und diese Auffassungsweise könnte leicht für richtig gelten; dem ist aber nicht so. Glücklicherweise ist diese unvernünftige Weltbeherrscherin auf unserem Gebiete noch nicht allmächtig und die Laune mit ihren